

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 11. — Sonntag (Heldengedenktag), den 12. März 1939.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

ZUM HELDEN-GEDENKTAG

Eine Erinnerung an die ersten Tage der Mobilmachung im Erzgebirge

Beim Anblick unseres Bildes gedenken wir der Heldentaten des großen Krieges. Wir wissen heute, daß unsere toten Helden nicht umsonst auf dem Felde der Ehre geblieben sind. Der Führer hat durch seine Tat heimgeholt das, wofür unsere Väter gekämpft haben. Wir wollen deshalb hier an dieser Stelle auch nicht trüben Gedanken nachhängen, wollen uns einmal von Br. Herrmann aus einem alten Kalender erzählen lassen, wie es bei uns im Erzgebirge seinerzeit aussah, als der Krieg begann. Die Schilderung führt uns zurück in die Tage der Mobilmachung im Erzgebirge:

Kriegszustand! Der erste Donner Schlag im schwersten aller Gewitter, die je über den deutschen Landen standen. Dumpf rollt er auch durch die Täler des Erzgebirges, bis hinauf zum letzten Waldehüttlein. Und vorbei ist es mit Sommerruhe und Waldeinsamkeit, mit Arbeitsfreudigkeit und Herzensfrieden. Auf den Eisenbahnen drängen sich die abreisenden Sommergäste, auf den Gassen stehen die Einheimischen beisammen; alle bang erregt und bewegt von dem einen Gedanken: es kommt Krieg . . .

Am Spätnachmittage des ersten August ist der Krieg da. Mit Windeseile tragen die Autos hinaus ins abendsonnenglänzende Land den Befehl des Kaisers: „Mobil! Sonntag, der 2. August, erster Mobilmachungstag!“ Und noch ehe die Dunkelheit naht, ist auch im abgelegensten Gebirgsdorf der Befehl bekannt. In vielen Orten läuten die Glocken Sturm. In allen Orten aber künden rote Laternen vor den



Zug der Soldaten zum Lannenbergdenkmal

Holzschnitt von Rudolf Riege (Seite 11)

Rathhäusern und Gemeindeämtern den Beginn der Sturmzeit. Wieder bilden sich auf den Straßen Gruppen von Menschen. Alt und jung durcheinander. Bleischwer, noch viel schwerer wie gestern, liegt es auf allen. Im Schnellschritt eilt der Polizeier an all den Gruppen vorüber. Er hätte sich gern mit ausgetauscht, aber erster Dienst hindert ihn: Die Bauern sind noch anzuhäufen zur Vorführung ihrer Pferde vor der Kriegsaushebungskommission am Montag früh. Der Schnäbgleiten-Bauer ist der letzte, den der Polizeier bestellt. Der freilich ist von der Bestellung überrascht. Er war seit Tagen vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht im Heu und ist seit Sonntag nicht von seinem Berge hinunter ins Dorf gekommen. Es geht ihm, wie manchem andern auch: er merkt wegen seiner Arbeitsbürde nichts vom dröhnenden Schritte einer neuen Zeit. Nun aber — hurra! hurra! hurra! Im Nu hat er eine neuwaschene, blaue Schürze umgebunden und ist mit dem Polizeier auf dem Wege zur Hufenstube beim Fleischerott, seinem nächsten Nachbar. Er muß sich austauschen mit Gleichgesinnten, er, der Sedan als Artillerist mit gestürzt hat!

Krieg mit Rußland und Frankreich! Alle die Möglichkeiten, die dieser Krieg, nach der Auffassung einfacher Waldbauern, bringen kann, werden von den Hufenleuten durchgeheftet. Da ist der Fleischerott der Meinung: „De Japaner fange aa mit de Russen a, um ihr Gald un noch e Stück Land ze kriegn.“ Der Winkelbauer: „Un de Italiener sei in 14 Togn in Frankreich drübn.“ Der Schallergutlieb: „De Englänner bleibn neutral, die warten, bis der größte Bissen kimmmt; un die beschummeln alle, aa ihre Verbündeten.“ Der alte Bräuer: „De Zeppelin erschegn zwä Armeekorps.“ Der Schnäbgleiten-Bauer: „Alle zamm kriegn se Blöß, de Russen un de Franzosen, noch meh wie anne siebzig.“ Die alte Fleischerottin: „Rinner, 's konnt aa nimmeß esu wetter gieß. 's muß emol Nut komme, daß de Zeit wieder baten lerne. Un mir wölln nár alle racht zun liebn Gott baten, dar allaa ka uns halfen, un ward uns halfen — — —“

Draußen auf der Straße aber geht unterdes der infolge des Kriegszustandes für die Nacht eingesezte Doppelposten mit scharfem Gewehr seine erste Runde. Der erste Mobilmachungstag. Wer es noch nicht wußte, daß ernste Zeiten für alle Bevölkerungssteile heraufgezogen sind, der würde es sehen an der ungewöhnlich großen Zahl von Kirchleuten. Zur Türe hinaus, bis unter die Äste der alten Gottesaderlinde, stehen sie. Gar mancher dabei, der seit Jahren nur noch das alte Kirchlein von außen kennt. Und in der Frühe des folgenden Tages auf allen Straßen Pferdegetrabe: das Vaterland braucht auch viel gesunde, junge Pferde. Mit Tränen im Auge führt der Leinwehlhändler Bahn seinen Braunen vom niedrigen Stall ins Freie. Frau und Kinder kommen betrübt hinterdrein. „Mußt in Krieg, Brauner!“ sagt er wehmütig zu dem Tiere. „Hast's an schönstn gehatt in dein Labn! War'scht mannichmol schwitzen un friern, un hungern un dursten — un war wäß gar, wu se dich eischarrn. — — Komm, Brauner, lauf dich noch emol foot, racht foot, aus unnern Wassertrug — un Brauner, wenn se ne Landsturm hultn“, dabei klitscht er das Pferd wech auf den Hals, „sanne mer enanner draußen amende wieder. — Komm, Brauner!“

Munter trabt das Pferd in den frischen Augustmorgen hinaus. Der dritte und vierte Mobilmachungstag fordert die meisten Reservisten und Landwehrleute zu den Fahnen. Deshalb in aller Herrgottsfrühe allüberall: Reserve und Landwehr, im Tale, auf der Höhe, in Feldern und Wäldern, begleitet von Vater und Mutter, von Frau und Kind.

Aus einzelnen Orten ziehen sie geschlossen zum Bestimmungsorte. In der Kolonne marschiert es sich leichter und — — nimmt es sich leichter Abschied. Hei, wie stolz und fest sie werden, als der Gemeindevorstand ihnen zuruft: die deutsche Sache liegt mit in euern, das heißt in guten Händen und die deutschen Männer werden siegen! — Und welcher Ruck nach aufwärts durch die Kolonne geht, als dann der Militärvereinsvorsteher mit lauter Stimme kommandiert: „Still gestanden! Rechts un! Bataillon marsch!“ Dann aber seht frisch die Musik ein: Muß t denn, muß i denn zum Städtelein hinaus. Oben auf der Höhe ein letzter Händedruck, ein langes Lächerschwenken. — — „In der Heimat, in der Heimat, da gib'ts ein Wiedersehn — —“ klingt es gedämpft vom Talhang herauf zu den waldigen Höhen. Wer von all den jungen Männern wird den grünen Bergwald der Heimat wiedersehen?

Alle. Denn zwischen den Tränen über Scheiden und Weiden und Sorge und Ungewißheit flammt empor, unbezwingbar und unerschöpflich: Begeisterung und Siegeszuversicht. Und in dieser Flamme verblassen Hader und Streit der Parteien und alle Standesunterschiede.

Diese Flamme schweift zusammen alle Volksgenossen zu einem Ganzen. Sei gesegnet, du schwere Zeit des Krieges! Ja, sei gesegnet! Du hast weiten Teilen unsres Volkes auch das Vertrauen zu unsrem Heere wiedergebracht. Auch in Sachsens Bergen. Und auch hier klappt alles, dank der Aufopferung unsrer Verwaltungsbeamten und vieler Volksgenossen. In solcher Zeit hilft jeder gern. Das zeigt sich ganz hervorragend — jedes Ding hat auch eine lustige Seite — als Post- und Bahn Telegraph melden, daß 24 oder 36, oder wohl gar noch mehr französische Automobile mit ungezählten Millionen nach Rußland unterwegs sind und ihren Weg, wie wiederholt übereinstimmend gemeldet wird, von Thüringen übers Erzgebirge nehmen. Immer näher kommen die unheimlichen Wagen. In Weida, in Reichenbach—Mylau, in Kirchberg, auf dem Jägerhaus bei Bockau, in Johannegeorgenstadt, im Meyerschen Walde, in Heinebank, in Olbernhau sind sie gesehen worden — aber entwischt. Deshalb schärfste Jagd auf Automobile! Deshalb Straßensperrung! Jede Gemeinde nach ihren Kräften und Fähigkeiten. Hier durch Ketten oder Schlagbäume, dort durch Steinhäusen oder Holzstöbe oder Eggen oder Leiterwagen, im nächsten Orte durch die Feuerspritzen und -leitern; am praktischsten aber in einem Orte in der Gegend von Schwarzenberg durch einen Truhnenwagen, den ein angespannter, riesiger Ochse einmal ein Stückchen nach Osten, und das nächste Mal ein Stückchen nach Westen zieht, sobald das zu revidierende Auto wieder freigelassen wird.

Und deshalb mit Waffen aller Art den Autos zu Leibe! Jede Gemeinde, jede Feuerwehr, jede Schützengilde, jeder Kegelflub, ja sogar jedes mündige und unmündige Damenfränzchen (unmündige gib'ts eigentlich gar nicht) will da mindestens eins der Autos erbeuten. Es wäre doch auch zu großartig, wenn gerade der Pfeisentklub „Blaues Wölkchen“ in X-walde den Triumph hätte, dem Vaterlande einige Millionen gerettet zu haben. Und der Stontoabzug!

In X., in dessen Wald nach ganz zuverlässigen Augenzeugen die feindlichen Fahrzeuge rasten, ist jeder Straßenzug doppelt verrammelt, ist kein Kind mehr zu Hause. Alle ziehen dem Feinde entgegen, und alle mit Waffe — — — Stieb-, Stoß oder Schußwaffen — bis an die Ohren ausgerüstet. Und der Bürgermeister als

Befehlshaber, mit Säbel — gleich über die dicke Bodenpellerine geschnallt —, Revolver und Browning im Gürtel, kommt Tag und Nacht in sein Bett. Die Spione, die diese Falschmeldungen zustande bringen und damit jedenfalls die deutsche Mobilmachung stören wollen, erreichen ihren Zweck nicht. Sie erreichen nur eine Aufregung der Bevölkerung, durch die aber auch deren große Hilfsbereitschaft deutlich zum Vorschein kommt. Und diese Hilfsbereitschaft wird vielleicht noch manchmal in den kommenden Monaten und Jahren notwendig sein. Jeder Krieg, auch der siegreiche, schlägt Wunden. Möge sie zur Ehre unsres Vaterlandes allzeit recht lebendig sein, auch im Erzgebirge.“

M. P e g o l d.

Der böse Fritz im Wenkauer Schloß

Nach einer Sage von Anton Wohlrab, Gasthaus „Daheim“, W e n k a u.

Wer vom Bahnhof Ruppberg im Erzgebirge, Subetengau, nach Klösterle wandert, kommt vorerst durch einen hohen, prächtigen Fichtenwald. Steil bergab führt der Weg, bis man an einen kleinen Weiher gelangt, in dem sich die hohen Fichten träumerisch spiegeln. Neben diesem Weiher, der vom Bettloß-Bach gespeist wird, liegt eine Halde, auch von schönen Fichten bestanden. Diese Halde nun war früher ein Schloß, von Edelleuten bewohnt, deren letzter Sprosse ein wüster Gefelle gewesen sein soll. Das Schloß selbst soll nach dem Tode des letzten Ritters an eine Frau Ursula Trent übergegangen sein, welche während des Schwedentrieges nach Annaberg flüchtete. Die Schweden haben dann das Schloß zerstört; der Zahn der Zeit tat sein übriges und heute sieht man nur noch eine Halde, wo früher reges Leben herrschte.

Etwas weiter unten liegt ein kleines, stilles Dörfchen. Idyllisch zerstreut liegen die Häuser im Tal und an den Bergesehnen zwischen Obstbäumen, „W e n k a u“ genannt.

Von Mund zu Mund wurde nun die Sage vom bösen Fritz weitervererbt und erzählt; ich selbst hörte sie vor 20 Jahren, als ich hierher

zog, von der damals ältesten Einwohnerin und habe diese in Gedichtform hier wiedergegeben.

Die verehrten Leser bitte ich zu verzeihen, wenn das Versmaß nicht so richtig stimmt; ich mußte mich nach der Erzählung richten:

Der böse Friß im Wentauer Schloß.

Es rauscht beim Wentauer Teich im Wald / Unheimlich um Mitternacht. / In Trümmern und Steinen auf wüster Hald / Es poltert, es murmelt und lacht.

Einst war diese Halde ein stolzes Schloß / Mit Zinnen und Türmen geschmückt, / Bewohnt von rauen Rittern samt Troß, / Die gerne die Waffen gezückt.

Ein Ritter, der damals sehr bekannt / Durch Rohheit, Troß u. Mut / Ward nur der böse Friß genannt, / Schont' nicht der Menschen Blut.

Einst ritt er, lud Gäste zu Wein u. Schmaus / Schickte seinen Reittnecht um's Pferd / Als dieser ihm zu lang blieb aus, / Erschlug er ihn mit dem Schwert.

Sein Ritt führt an 'nem Friedhof vorbei, / Er stieg vom Pferd herab; / Ein Totenkopf lag von Erde frei / Bei einem off'nem Grab.

Der Ritter stieß mit dem Fuße ihn weg, / „Komm auch du toter Gefelle.“ / Doch hohl klang es vom Kopfe, o Schreck, / „Ich komme, bin pünktlich zur Stelle!“

Dem Ritter rieselt es kalt durch den Leib, / Er sprang auf's Pferd, gab die Sporen, / Doch abends bei edlem Wein und Wein / War alle Erinnerung verloren.

Da plötzlich, gerade um Mitternacht, / Geh auf die Saaltür leise, / Ein Totenkopf rollt in des Saales Pracht, / Auf den Tisch unheimlicher Weise.

„Nun Ritter, hier bin ich,“ tönte durch den Raum, / „Gib her zu Essen, zu Trinken“, / Auch sahen die Gäste entsetzt wie im Traum, / Des Reittnechts Geist vorn' winken.

Da jagten sie alle zum Schloß hinaus / Und ritten in wilder Flucht, / Geschüttelt von Angst und kaltem Graus, / Durch Wentaus stille Schlucht.

Der Ritter fest auf den Sessel gebannt, / Mußt immer den Kopf anstieren, / Seinen Leichnam man zerstückelt fand, / Vom Friedhofsgast nichts mehr zu spüren.

Als letzte Herrin des Schlosses im Wald / Wird noch Ursula genannt, / Im Schwedenkriege wurd' es dann bald / Von Gustav's Hor den verbrannt.

Den Totenkopf in der Hand soll dort / Der Ritter nachts flüchtend erscheinen, / Des Reittnechts Geist verfolgt ihn fort, / Mit hohlem Lachen und Weinen.

Drum rauscht es beim Wentauer Teich im Wald / Unheimlich um Mitternacht, / Und springt über Trümmer auf wüster Hald, / Es poltert, es murmelt und lacht.

Vor 50 Jahren wurde die Edmundsklamm erschlossen

Der von Jahr zu Jahr steigende Wanderverkehr im ehemaligen sächsisch-böhmischen Grenzgebiete ergab die Notwendigkeit, den romantischsten Teil dieses Gebietes, das schluchtenreiche Bachbett der Ramnitz, das bisher unzugänglich war, durch eine Bootsfahrt und durch Weganlagen für den Fremdenverkehr zu erschließen.

Die Anregung zu diesem Plane gab der Holzhändler Clar, der die Fürst. Clarysche Gutsverwaltung in Herrnstreitschen nach einigem Widerstand im Jahre 1889 zur Ausführung der notwendigen Arbeiten bestimmte. So entstand die Edmundsklamm (nach dem Fürsten Edmund Clary-Alldringen genannt), der in der Folge flussaufwärts noch die Erschließung der Wilden Klamm und der Ferdinands-Klamm folgte. Die Zugänglichmachung dieser wildromantischen Felsengebiete, durch die sich die Ramnitz in zehntausendjährigem Kampfe, an dessen Beginn die Eiszeit stand, ihr Bachbett ausgewaschen hat, erwies sich bald als ein großer Segen für Herrnstreitschen und die anderen Sommerfrischen des Elbsandsteingebietes. Allsommerlich strömten vom zeitigen Frühjahr angefangen bis in den späten Herbst Zehntausende von Wanderern aus Sachsen und Böhmen und weit darüber hinaus aus ganz Deutschland und Oesterreich-Ungarn in diese Berg- und Felsenromantik. Aus dem bis dahin fast unbekannten Dörfchen Herrnstreitschen wurde eine weithin bekannte Touristenstation und Sommerfrische, die an manch einem Sonntag viele Tausende von Besuchern zu bewirten hatte, die mit Bahn, Dampfschiff und zu Fuß hierher gekommen waren. Eine weitere Folge der aufblühenden Fremdenindustrie, von der fast der ganze Ort lebte, war das Entstehen neuer Sommerfrischen im Elbsandsteingebiete, von denen nur Hohenleipa, Stimmensdorf, Rainwiese und Dittersbach genannt seien. Insbesondere war Herrnstreitschen das bevorzugte Ausflugsziel der Dresdner. In den letzten Jahren der tschechischen Herrschaft verarmte der Ort, weil der Reiseverkehr aus dem Reiche fast vollständig unterbunden war. Nun, die Grenzen gefallen sind, geht auch diese gottgesegnete Landschaft einer glücklichen Zukunft entgegen.



Die Romantik der alten deutschen Stadt.

Radierung von Wilhelm Giese (Deife M.)

hatte, die mit Bahn, Dampfschiff und zu Fuß hierher gekommen waren. Eine weitere Folge der aufblühenden Fremdenindustrie, von der fast der ganze Ort lebte, war das Entstehen neuer Sommerfrischen im Elbsandsteingebiete, von denen nur Hohenleipa, Stimmensdorf, Rainwiese und Dittersbach genannt seien. Insbesondere war Herrnstreitschen das bevorzugte Ausflugsziel der Dresdner. In den letzten Jahren der tschechischen Herrschaft verarmte der Ort, weil der Reiseverkehr aus dem Reiche fast vollständig unterbunden war. Nun, die Grenzen gefallen sind, geht auch diese gottgesegnete Landschaft einer glücklichen Zukunft entgegen.

Wahrer Sozialismus
ist höchstes Volkstum!



(Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz, München.)

(10. Fortsetzung.)

Erst hatte er ja ein ziemlich schlechtes Gewissen, als er im allerersten Licht an der Alm vorüberschlich, aber jetzt kann er nur noch an das Dirndl denken. Herrgott noch einmal, es ist gar nicht zum glauben, daß es so etwas Liebes gibt auf der Welt!

Es ist nur gut, daß er nicht weiß, daß ihn die Kathl trotz aller Vorsicht gesehen hat, denn sonst könnte er wohl nicht so froh sein.

Ja, die Kathl, die hat beide Hände auf die Brust gedrückt, als sie ihn vorbeischieben sah. Jetzt geht er zur andern, hat sie gedacht. Aber seltsam: sie kann auf einmal keinen Haß mehr haben gegen jene andre da drunten. Sie hat gesehen, wie ruhelos es den Seppl die zwei Tage herumgetrieben hat, seit er ihr von seiner Liebe gesprochen. Sie hat gesehen, wie es ihn quälte. Und da ist ihr Denken allmählich anders geworden. Sie hat sich gesehnt, daß sie ihn bloß einmal noch aus der Näh sehen könnte. Nur Sehnsucht hat sie, Sehnsucht!

Sie hat sich aufs Bett geworfen und hält die Hände vors Gesicht. Wie ein Krampf schüttelt es sie. Ach, sie weiß selber nicht, was sie will. Nur fröhlich soll er sein, der Seppl, dann würde sie ums eigne Glück nimmer fragen. Sie möchte seinen Kopf in ihren Schoß nehmen und ihn streicheln, bloß ein einziges Mal! Aber nein, das darf ja nur die andre tun.

Ein Schluchzen schüttelt sie. „Seppl, Seppl,“ flüstert sie immer wieder in das zermüllte Bett hinein. —

Unterdessen ist der Seppl weitergelaufen, denn er möchte zur Frühmesse keinen Augenblick zu spät kommen. Nicht etwa, weil er so fromm ist, sondern nur, weil er dort vielleicht das Dirndl sieht.

Er macht einen Bogen ums Forsthaus, daß ihn nicht etwa der Förster aufhalten kann, und kommt erst ein Stück dahinter auf die Waldstraße hinaus, die mit leichtem Gefälle ins Dorf führt.

Da ist er ja schon am Jagdhaus. Aber was ist denn da heute los? Was sollen die Lannengirlanden an Tür und Fenster?

Ja, jetzt erinnert er sich: das Telegramm, das der Förster in jener Nacht dem Bader und dem Lehrer vorgelesen hat! Jetzt scheint's also ernst zu werden mit dem Amerikaner.

Unwillkürlich verlangsamt er seine Schritte. Am Birken- tor, das von der Straße in den kleinen Waldpart hinein- führt, arbeiten zwei mit einer Leiter. Der eine ist — der Förster!

Zum Kuckuck! Schon ist's zu spät, sich seitwärts in den Wald zu vertrollen.

Sie sind dabei, eine Tafel anzunageln, auf der mit weithin sichtbaren, kunstvoll verschnörkelten Buchstaben geschrieben steht: Weidmannsheil!

Hipp hipp hurra!

Der Förster steht droben auf der Leiter und hält das Schild. Etliche Sprossen tiefer lehnt hinter ihm eine endslange, dürre Gestalt — der Hausknecht vom Stöckwirt ist's, der Banghans. Er hat einen Hammer in der Hand und zielt und zielt.

„Hau amal,“ knurrt der Förster.

Der Banghans holt aus, aber dann stockt der Schwung wieder.

„Jetzt hau aber in Gottnamen amal zu, i derhalt das Schild ja nimmer!“

„Wenn . . . wenn Ihr mit der Hand alleweil im Weg seid's.“

„Du Hirnoch, i muß ja den Nagel halten damit! Meinst, der steht in der Luft? Jetzt hau amal oder . . .“

Da kneift der Lange die Augen zusammen und haut zu.

„Au“, schreit der Förster und zugleich rumpelt und pumpt es hinter ihm die Leiter hinunter. Mit erhobenem Hammer,

die Beine weit von sich gestreckt, hocht das lange Glied am Fuß der Leiter und starrt zu dem Unglücksnagel hinauf, den er nun doch getroffen. Den Nagel des Försters nämlich.

„Masefizdepp,“ schreit der herunter und schlenkert die Hand, daß er beinahe auch noch heruntergepurzelt wär. Da sieht er den Seppl, der sich bei diesem Anblick nicht halten kann und laut herauslacht.

„Ah, der Seppl! Du kommst mir grad recht.“

„Ja, kommt er denn schon so bald, der Herr?“ fragt der Seppl.

„Freilich kommt er bald. Heute schon kommt er. — Und da hocht der Herr Hausknecht auf dem Boden und schlägt in die Luft Nägel ein. Mensch, steh wenigstens wieder auf!“

Das wirkt endlich. Umständlich ordnet der Gescholtene seine Glieder und richtet sich an der Leiter auf. Er ist unendlich verlegen, ganz rot ist er im Gesicht und die Haare stehn in einem verzweifeltsten Schüppel zu Berge.

„Herr Förster, bitt um Entschuldigung,“ stottert er, „i bin sonst a guter Arbeiter, aber i kann halt niemand nit mehm!“

„Das hab i gmerkt,“ schlenkert der Förster. „Schau, daß weiter kommst und hilf im Haus drin.“

Das läßt er sich nicht zweimal sagen. Sichtlich erleichtert übergibt er dem Seppl den Hammer und stelzt überraschend schnell davon.

Mit amal am Sonntag hat man sei Ruh, denkt der Seppl erbittert, und klettert die Leiter hinauf.

Ohne ein Wort zu sagen, schlägt er schnell den Nagel hinein. Nur schnell, schnell!

„Den auch.“

Bum, bum, ist er drinnen.

„Da noch einer.“

Mit drei Schlägen hat er ihn hineingetrieben. Gott sei Dank, jetzt ist er fertig!

„Sapperlot, das hast fein gmacht,“ lobt der Förster. „Wie gefällt dir denn mein Schild? Das ist amerikanisch: hipp, hipp, hurra! Der Lehrer hat mir's g'agt.“

„Nobel, nobel,“ sagt der Seppl. „Der wird a Freud habn, wenn er kommt.“ Er hält auch eine Freud — wenn er gehn könnte. Langsam beginnt er die Leiter hinunterzuklettern.

„Fein, daß du bist . . .“

„I, i muß in Kirch! Seine Christenpflicht muß man schließlich erfüllen.“

„Ah, du kennst ja nachdem ins Hochamt gehn, da hast noch mehr Zeit für deine Christenpflicht. I brauch di jetzt unbedingt. Um Zwölfe kommt er heut an, der Amerikaner, hat er mir telegraphiert. Mit dem Auto, und i sollt alles herrichten lassen. Und das Personal! O mei, hast ja den langen Hiesel g'ehn. Gel, hilfft mir?“

Was bleibt da dem Seppl anders übrig, als zu nicken. Ja, sagen kann er ja nicht einmal, weil er einen dicken, dicken Fluch hinunterschluckt.

Ein bißl einsilbig ist er zwar, findet der Förster, als er mit ihm die duftende Lannengirlande um sein Schild windet. Er hat ihn um den Gamsstand droben gefragt und der Seppl hat

ihm nur spärlich Antwort gegeben. Aber es geht ihm alles so flink von den Händen, daß es eine wahre Freude ist. Bei dem hat er wenigstens einmal eine richtige Wahl getroffen.

Der Seppl aber möchte am liebsten alles kurz und klein schlagen. Was er in der letzten Zeit für ein Pech hat, das ist einfach nicht zum sagen.

Die Glocken läuten weit durch das morgenstille Zillertal. Sie rufen die Leute überall, daß sie dem Herrn, der den Tag werden läßt nach der dunklen Nacht, der Sommer und Sonne und Regen schenkt, die Ehre geben.

Aber nur wenige Leute sind auf dem Weg zur Frühmesse, nur die ganz Eifrigen. Die meisten liegen noch tief im Federbett vergraben und ruhen aus von dem schweren, langen Werk der Woche.

In seinem Sonntagsstaat, der sich neben dem bunten Prunk der Dorfschönen freilich nicht gut sehen lassen könnte, trippelt das Bisele neben der Mutter her. Die Augen hat es zu Boden geschlagen und preßt das Gebetbuch fest unter den Arm, als ob es sich daran halten müßte. Auch jetzt kann es seine Gedanken nicht loskriegen von dem wilden Jäger. Die ganze Zeit her hat es immer an ihn denken müssen. Es hat sich noch so wehren können, immer stärker, immer herrischer ist sein Bild geworden. Und auch jetzt ist's wieder so. Wie sehr es auch die Augen zu Boden schlägt, wie fest es sich auch müht, die Gedanken zu sammeln, immer wieder tauchen dazwischen die Augen des Jägers auf, immer wieder sieht es sein braunes, schmales Gesicht mit dem lecken Bärtchen unter der Nase.

„Guten Morgen!“

Erschrocken fährt das Dirndl zusammen, so unvermittelt kommt der Gruß in sein Sinnieren. Und merkt erst jetzt, da es die alte Stadtwieser Sepha aus dem Haustor treten sieht, daß sie schon im Dorf sind.

„Guten Morgen,“ nickt die Mutter freundlich zurück und auch Bisele grüßt leise mit. Denn die alte Sepha ist immer lieb zu ihnen gewesen. — Bald ist denn auch die Mutter mit ihr in ein Gespräch gekommen. Das Dirndl trippelt ein Stück hinterdrein, froh, daß es nichts reden muß.

Als er hinter den Frauen die breiten Steinstufen zur Kirche emporsteigt und durch das dunkle Tor tritt, schaut grad drüben auf der andern Seite des Dorfplatzes der Bader Wasil aus dem Fenster. Schlafmüdig blinzelt er in die morgenstille Welt. Als er das Dirndl gewahr wird, das er mit dem ersten Blick wiederkennt, fliegt ein triumphierendes Leuchten über sein Gesicht. So oft hatte er sich vorgenommen, es im Waldhäusl zu besuchen, aber er ist nie dazugekommen. Es war grad, als ob ihm die Leute und das Vieh jetzt zu Fleiß alle krank würden.

Hastig tunkt er den Rasierpinsel in die Waschküßel und seift sich ein, daß der Schaum nur so fliegt. Dann nimmt er sich schnell mit zwei Fingern an der Nase und beginnt den Bart abzukrahen.

„Was machst denn so früh, du narrische Vogel scheuch?“ fährt denn auch die Baderin auf aus dem Bett, wo sie eben noch friedlich geschlummert.

Wie eine Ziehharmonika, auf die man unvermutet draufgetreten ist, verzieht sich des Baders Gesicht, während seine Augen wie auf der Suche nach einem Ausweg in der Kammer herum-schielern.

„I hab nämlich an schiech Tram gehabt,“ beginnt er dann mit geheimnisvoller Stimme. „I hab tramt, wie du gestorbn gwehn bist. Ganz bleich und maustot bist daglegn vor mir. Und wie i aufwach vor lauter Herzwel und sieh, daß du noch lebst, da hab i glei a Meß gelobt. Und . . . und . . . was du heute kammst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!“

„O du Pharisäer, du heuchlerischer! Was für eine Gaunerei etwa da wieder dahintersteckt! Aber wart nur, i kimm dir schon noch auf deine Schlich!“

„Nu,“ schreit er auf, denn er hat sich geschnitten. Ein Tröpflein Blut hängt an dem Messer, das er mit gespreizter Hand von sich hält. Wie ein blutiger Martyrer steht er vor dem Bett.

Mit einem Krach dreht sie sich herum und kehrt ihm die andere Seite zu. Es ist das zwar eine stumme, aber sehr deutliche Sprache.

Er aber wäscht sich hastig den Schaum und das Blut vom Gesicht, pickt einen martialischen Pflasterstreifen über das verwundete Ohr und die halbe Wange.

In lautloser Eile schlüpft er dann in seinen großkarierten Sonntagsrock, setzt seinen besten Hut, seinen Halbzylinder auf und huscht zur Tür hin.

Vor dem Spiegel hält er noch einmal einen halben Augenblick, schneidet sein schönstes Gesicht, zupft verärgert an dem Pflaster, das seine Physiognomie so schmerzhaft entstellt, und drückt dann schnell, schnell die Tür hinter sich zu.

Das Bisele kniet neben der Mutter und der Sepha in der stillen Kirche. Es hat das dicke Gebetbuch aufgeschlagen und liest darin so eifrig, als gäbe es keinen Frühling draußen und gar nichts mehr. — Und doch! Und doch: Zwischen den schwarzen Worten und Gebeten, die es mit aller Inbrunst aus den Seiten herausliest, tauchen immer wieder zwei blaue, sieghaft lachende Augen auf. Da klappt das Dirndl verzweifelt das Buch zu.

Auch der Bader ganz hinten im letzten Kirchenstuhl ist nicht bei der Sache. Zwar wenn ihn jemand so sähe, dann würde er wohl denken, wunder wie fromm der Bader sei, denn er hat die großen Fäuste so fest verschlungen, als wollte er den ganzen Himmel herunterbeten. Seine Hoffnung aber gift mitnickten dem Altar und den verheißenen himmlischen Freuden. Seine ganze Andacht gehört dem Dirndl vorn, dessen schwarze Zöpfe so seiden glänzen und das fein und so schmal ist. Einfach zum Anbeissen ist das Gitschele!

So kurz ist dem Bader noch seiner Lebtag keine Messe vorgekommen. Und er denkt einen Augenblick ernstlich daran, sich im Widum zu beschweren, daß das christliche Gemüt bei der Frühmesse so arg zu kurz komme. —

Schon geht das Dirndl hinter der Mutter aus der Kirche hinaus. Die Augen hat es tief bekümmert zu Boden gerichtet und drückt fest das Gebetbuch aufs Herz.

Mit einem schielenden Blick hat der Bader das liebe Bild in sich aufgenommen, dann verdreht er schnell die Augen. Und er fühlt sich als ein wahres Muster der Frömmigkeit.

Aber kaum hat sich hinter den beiden die Tür geschlossen, da rumpelt er aus dem Stuhl. Er nimmt sich garnicht die Zeit zu einer Kniebeuge oder auch nur zu einem schlichten Kreuzzeichen, sondern reißt gleich in aller Weite die Tür zur Welt auf.

Aber wenn grad seine Alte aus dem Fenster schaut! Wie mit einem eiskalten Dusch übergießt ihn dieser Gedanke. Er duckt den Kopf und tritt sehr bescheiden aus der Tür.

Mit einem kurzen Blick hat er das Dirndl erspäht, das neben der Mutter die Dorfstraße hinuntergeht, dann schlägt er die Augen gleich wieder demütig zur Erde und steigt Schritt für Schritt die Stufen hinunter. Jetzt erst bedeckt er sein frommes Haupt mit dem Hut und schreitet würdig die Dorfstraße hinunter.

Doch je mehr er sich von seinem Haus entfernt, desto rascher, desto beschwingter wird sein Gang. Von einem Schritt zum andern wandelt er sich mehr in einen lebenslustigen, auf Freiersfüßen wandelnden Jüngling. Suchzen möchte er am liebsten und tanzen . . . !

„Gschiet, daß grad kimmst, Bader,“ wedt ihn der Kleinhändler Ander, der aus dem Stall tritt, etwas unsanft aus seinem Träumen. „Mei Ruh ist krank. Kimm gleich einer zu ihr!“

„I hab jetzt keine Zeit! I kimm später!“ Eiligt will er vorbei.

„Aber mei Ruh ist jetzt krank,“ schreit ihm der andre ins Ohr und packt ihn mit derbkräftigen Fäusten am Frackzipfel. Trotz seines Sträubens zieht er ihn nach rückwärts in den Stall herein.

„Malefizlaggl,“ kreischt der über die Schwelle stolpernde Bader. „Laß mi aus! I zeig di an wegen Körperbelästigung!“

(Fortsetzung folgt.)



Von Herbert Paaz. / Zeichnungen I. Wagner.

Im Walde geht es ordentlich und manierlich zu. Im Frühjahr wird das Nest gebaut, und die Eier werden ausgebrütet. Wer etwas auf sich hält, geht im Herbst nach dem Süden. Aber nicht alle Vögel sind so vornehm. Manche bleiben schon immer im Winter im Walde, andere haben sich die Reise abgewöhnt, zum Beispiel die Amsel. In der Familie Buchfink hatte es im Herbst Krach gegeben. Frau Buchfink wollte durchaus nach dem Süden, aber ihr Mann wollte im Winterwalde bleiben. Da sie beide Dickköpfe waren, war Frau Buchfink fortgeflogen, aber Herr Buchfink war als Schneewitwer zu Hause geblieben.

Nun war es beinahe wieder Frühling, Frau Buchfink kam von ihrer Reise zurück. Da erzählte Herr Buchfink ihr die Geschichte, die er im Winter erlebt hatte und die Frau Buchfink zeigen sollte, wie unrecht und dumm es gewesen war, so weit fortzufliegen.

Als nämlich Herr Buchfink nach der Abreise seiner Frau einsam und verlassen durch den Winterwald geflogen war, hatte man ihm zugewitscht, es seien Wintergäste gekommen, ein junges Ehepaar namens Kreuzschnabel. Die Vögel sollen einen eigenartigen Schnabel

haben. Die beiden Schnabelenden passen nicht zusammen, der untere steht nach oben über und der obere steht nach unten. „Wie diese Leute sich da nur ernähren können?“ so grübelten die anderen Waldbewohner. Aber, unter uns gesagt, die Kreuzschnäbel ernähren sich recht gut. Wie kleine Papageien klettern sie den Ast entlang und picken aus den Tannenzapfen die Samen heraus. Dafür ist ja der Schnabel gerade erfunden: jeder Vogel hat den Schnabel, den er gebrauchen kann.

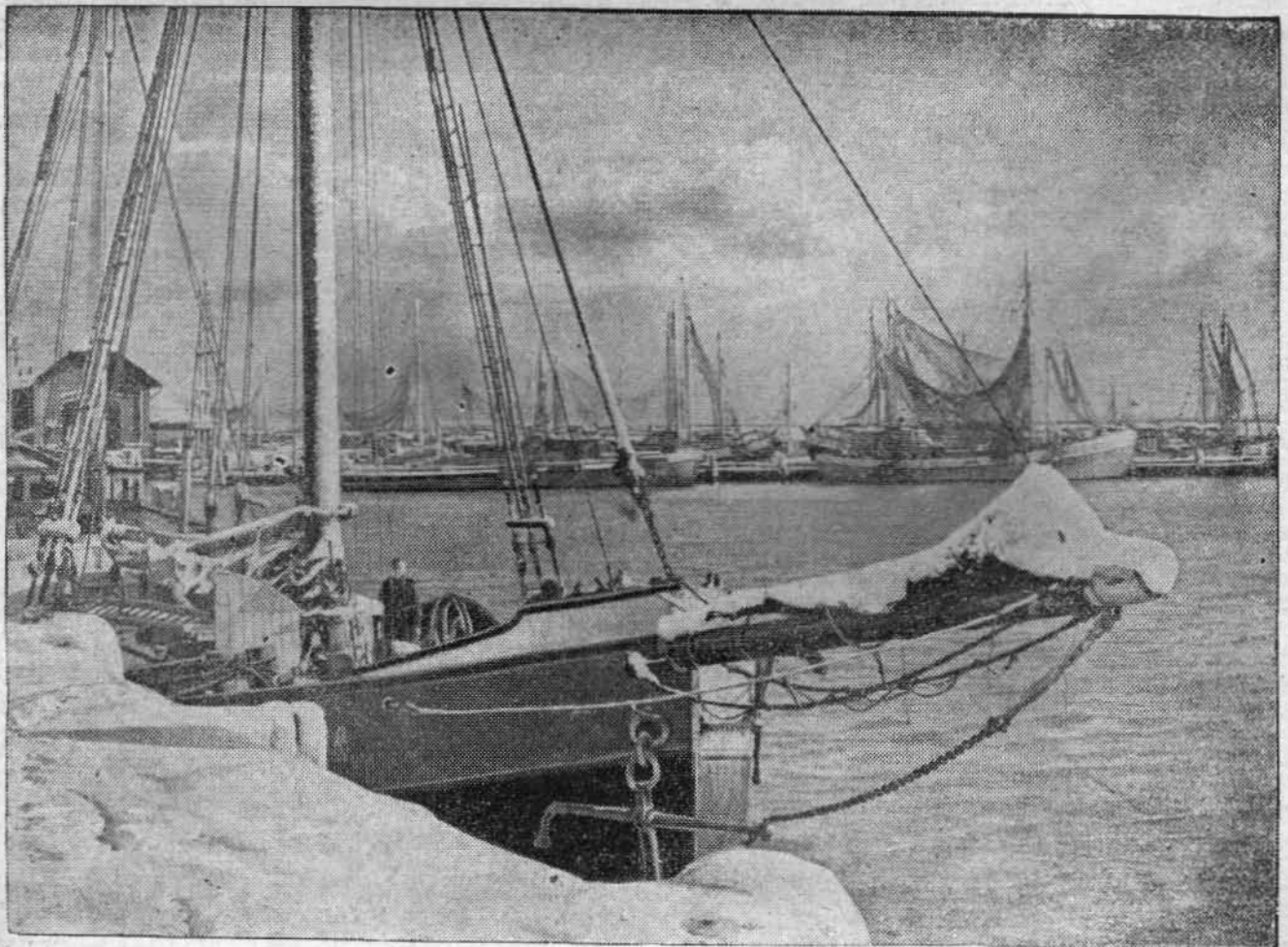
Raum hatten sich damals Herr Buchfink und der ganze Wald über den komischen Schnabel beruhigt, da gab es neue Aufregung. Das junge Ehepaar kann nicht recht bei Sinnen sein! Mitten im Schnee und Eis des Winters bauten sich die beiden ein Nest, das Weibchen legte Eier und brütete sie aus. Und als die Sonne anfang mit Schnee und Eis aufzuräumen, blinzelte sie in die kreuzfidele Kinderstube der Familie Kreuzschnabel.

„Guck dir mal die Familie Kreuzschnabel an“, schloß Herr Buchfink seine Rede, „die Leute bleiben nicht nur hübsch solide im hiesigen Wald, nein, Frau Kreuzschnabel brütet sogar im Winter ihre Eier aus! Solche Mütter mußt du dir zum Vorbild nehmen! Ueberhaupt entzückende Leute,

der Schnabel hat so 'was Eigenartiges, Lustiges! Ich glaube kaum, daß es in Afrika so vernünftige Vögel gibt.“ Na, da mußte Frau Buchfink ja beinahe ihr Unrecht einsehen. Zuerst wollte sie sofort

mal hinüberfliegen zu den Kreuzschnäbeln. Aber sie fand das Nest leer. Wenn die Kreuzschnäbel

auch nicht nach dem Süden fliegen, sind sie dennoch immer auf Reisen. Ueberall, wo Fichten, Kiefern und Tannen stehen, streichen sie umher heute hier, morgen da, immer unterwegs. Ohne Fahrplan fliegen sie kreuz u. quer, immer dem Schnabel nach, der ja auch „kreuz u. quer“ steht.



Der Sagnitzer Hafen im Winterkleid.

(Scherl, Zander M.)

Nooch'n Feierobnd

„Schlietenfuhr von Spiegwald“

Dr Winter hatt nu schie lang sein'n Eizug gehalten. Wenn mr aa drmet rachne muß, doß 's ab un zu emol ewing zun Lauwatter kimmt, aber 's is abn Winter. Un wenn Winter is, muß 's aa kalt sei; mr hobn bishar jedn Winter auspariert, do warn mr wuhl aa dan überstiehe. Bar nu hubn in Gebirg, hauptsächlich drubn an Spiegwald sein'n bräten Budl, sei hamit aufgeschlogn hot, dar word wissn, wos su e richtiger, harter Winter ze bedeuten hot! Du Ugeßid du! Raum hot dr November sein'n Eizug gehalten, un dr Spiegwald bequamt sich sei Winterkläd aziehl, do dauerts sei net lang, gibt's Schnee. Manichsmol gibt's aa lang eher welsch. Windwehe ta mr fah, 's is sei fä Lüg, meterhoch sei se aufgetürmt! Un wehe dan, dar ebber emol 's Trompetl vrsieht, hastn net geseh, liegt'r drinne in 'r

Wenn sei dozemol ebber e Mistfischlietn von en Bauer fohlet, dan hattn mir. Manichsmol log'r aa zerbrosch unten an dr Schiefmauer oder in Dswaldbach. Bar uns do manichsmol drwischt hätt, do wär'ich uns sei drackig gange; iche gelab 's Kreiterich hättn se uns abgedreht.

Emol aa, — wenn ich mich noch racht befinn', war'ich anno achtzihunnertneineinzig — do fing's aa ze schneie, aber net ze win! Un wäß dr Herr, dr Schnee blieb klegn. Schnee-wehe gob's do, ihr könnt mr'ich gar net gelabn, heiserhuch! De Fanter warn gefroren, schlimmer wie de Spinnbratter, un e Kält war draußn wie in Sibirien. Dr Schnee quielet un schnorset, dos höret mr lang hunnert Meter weit, wenn jemand geloffn kam. Kurzüm, 's war e Winter un Schlietnbah wie nie zavor. Dos war halt e Lust fir uns Kinne. Aber, aber! Dr Lehrer hat uns 's Rucheln verbuht un aa von dr Polezei war'ich unnersacht worn. Un war ebber do net parieret, dar konnt ne annern Tog, wenn 'r früh in de Schul kam mit'n abgeklatscht Rohrstadese Bekanttschaft machen. Do braucht ihr bluß emol unnern ehemalligen Lehrer Knöffler ze frögn. Un weil noch dru e paar fette Gunge emol obnst ne alten Kunstmann-Dolf, ne Nachtwachter, übern Hausen gerammelt hattn mit'n Schlietn, doß'r bal 's Luustliche vergassn tat, un doswagn e paar Tog net über dr Stub hutschn konnt, muß'n mr sei e Weile unnere Schlietn auf kurze Zeit in Pansion gabn.

Zwä, dret Tog ging's wuhl, aber nochert konnt'n mr'ich nimmer länger aushalten. E fetter schiener Winter un net ruscheln bei ner setten gruhtartigen Schlietnbah? Nä, dos war de größte Strof fir uns Gunge.

In Staadt durftn mr net ruscheln, dos war verbuhten, schie wagn dan Nachtwachter-„Fall“. Auf dr „ersten Höß“ durftn mr net, auf'n Schulbarg net, auf'n Amtsbarg net un überol wu e Bargel war, war'ich verbuht. Aber wehe, wenn dr alte Brunn-Karl, wos dr Polezeiwachmaachter war, jemand drwischt, dar ruscheln tat! E manichn Schlieten hatt'r lang waggenomme. Do sei mr abn naus auf de Falder bän Spiegwald oder nimmer auf'n „Wieltnochn“, wu's naus nooch Waischleit giebt. Am schönstn war'ich an Spiegwald, do dauret de Ruchel am längsten. Do konntn mr runner ruscheln bis an dr Schiefmauer.

's war e paar Tog vir'n heiligen Obnd. D Jesses nä! Hatten mir do emol e Heß. Mr warn e zah', elf Gunge. Ener hat draußn an Heihupper-Gust seiner Schei en äppännigen Mistfischlietn entdeckt. Dr Gust hat dan Tog erst Mist gefahren un hat dan Schlietn draußn stich gelassen. Dr Mond'n scheint dan Obnd wie dr Stern von Bethlehem. Fir hattn mr de Dächel runnergemacht un e paar Strick nageknöbelt, doß mr besser zehse konntn. Un 's dauret net lang, gings bei dr Schiefmauer vorbei, über de Stroß un 's Bargl naus. War dos e Deeb's un e Rabau!

Ze moten brauchetn mr net, 's war gefroren wie Knochen. Ne Barg nauf ging's sei net esu fix, weil dr Schlietn su schwer war. Aber när su fix wie möglich naus, desto öfter konnt'n mr reiruscheln. 's war tüchtig kalt, aber Handching (Handschuhe) hattn mr net, mr kriegetn aa käne, weil mr aa von drhem aus net ruscheln solln. Mr hobn uns meests u'gesah aus'n Staab gemacht. Wenn mr aber racht lang außn warn, sehet's Faunzen, un zur Abwachsling gob's aaa emol obnst nisch ze assen. Unner Mutter konnt's aber net lang miet asafe; se bracht uns nooch ner Weile doch noch ene Fiez Brot naus in de Kammer.

Aa känn Schal hattn mir um Hals. Mir warn net epper gar esu vermöhnt. E Gad, e paar dicke handgestricke Strümp, e Wintermüh, die lang e sei paar Winter drlabt hat un die mei seliger Großvater als Hannelsmaa emol von dr Leipziger Mass' mietgebracht hatt, dos war unner ganzes Howiell. Natürlich durftn aa de Filzshuh net fahln.

Wenn mr nu en settn grußn Schlietn hot zun Rucheln, do muß mr sei ordnlich aufpassen. Krümme brauchetn mr net ze lenken, 's war e glatte, gerode Schlietnbah. Aber troßdam hieß 's de Jung gerod ins Maul nahme; un überhaupt wenn e ganzes Harbl auf'n Schlietn siht. Do hot namlich su e Schlietn einen Pfaffer ne Barg runner.

Dr Görnagromann sehet sich vorne drauf un tat lenken. Mir annern sohn hinnerenanner un war fä ordnlichs Gesoherich hat trot hintn drauf auf'n Schlietn, oder an dr Seit auf de Schlietenfuffn. Nu wur dr Schlietn lusgelassn. Wie 'r su e Stück ubn runner über de ersten Beerhübeln war, do kam dr Schlietn erst in e richtiges Tempo; mr konnt sohn, 's war dr dritte Gang. 's is sei fä Lüg, de Haar standn en ze Barg, ze wenigstns mir. Un sugar dr Spiegwald machet e racht erwirrt, bedentlichs Gesicht, als wie: wens när gut gieht! Weit warn mr noch net runner, haets lang e paar Gunge von Schlietn un tollertn noch e paar Meter fort. 's war när gut, doß mr e Holzstangel miethattn zun Eitrah (bremsen) sonst labetn mr heit nimmer. Bar wäß, wu's uns do überol gepfaffert hätt. Dos ging esu laut, doß mr kaum 's bissel Oten rausbracht. Dr Görnagromann pfiebet vorne drauf rüm mit sein'n Oten, wie ne alten Hanel-Bädd sei Gaderterbah, wenn 'r en Juten Sauertaa net nimmer bracht.

Gerod dort über de Stroß bän Schiefhaus, ging's über en grußn Staahaußn waq. O du Ugeßid! „gob's dan Schlietn en Rammlerts un drei Elln huppel'r. Ein Bequiel un Gepläl!“

Wie mr e bissel ze Verstand komme warn, kam dr Blachschmidt-Karl gewinselt, — dan hatt's e Stück weiter nimmer gepfaffert — un kam gehint wie e lahme Ant (Ente). Mr hätt könne denkn, de Winkelmutter tat winseln. Drweise warn aa die annern Gunge, die mr unnerwaqs eiaelodn hattn, bei dr Ugeßidstell atomme. Mr dachten, uns hätt's alles klar gehau. Dr Schlietn war natürlich aus'n Gezap gang. Wos ward ne annern Tog dr Heihupper-Gust soqn! Mir konnt's egal sei! Un meintnaq konnt dr Pfafferrumpel wieder mit en settn Schlietn ruscheln, iche nimmer.

Ne annern Tog wur bluß von de zeshundene Händ, von de verlorne Mühn un Filzshuh, von de zerrupptn Hufen un von zerbroschene Mistfischlietn drzöht. Dos alles hattn mir bluß dar u'glücksaligen Schlietenfuhr von Spiegwald ze verdant!

Paul Serlighty.

Man lebt nür, wenn man schafft!

DEIKE



Mei Stieglitz

Lied von
R. Illing.

Bei mr derham im Stübl hängt
Mei Stieglitz an dr Deck,
Dort hup't in sein Bauer rim
Un singt drbei ganz fest.
Schu früh beizeitn fäng't aa
Un singt ne ganzen Tog,
Un weil ich halt mei Freid dra ho,
Verstieh ich aa sei Sproch.
Stieglitz, Stieglitz, sing nár zu,
Weil de Sonn noch scheint;
Stieglitz, Stieglitz, ich un du
Bleibn halt gute Freind.

Un wenn mei Stieglitz jubeliert,
Do pfelf ich miet dreinei,
Dann ward ar aber gerod wie toll
Mit seiner Singerei;
Doch pfelf ich wie e Reiterfint,
Wie e Züßig oder Zipp,
Verschlögts mein Stieglitz gleich de Red,
Guckt rim un macht net „Schnip“.
Stieglitz, Stieglitz, sing nár zu,
Weil de Sonn noch scheint;
Stieglitz, Stieglitz, ich un du
Bleibn halt gute Freind.

Krieg ich emol gar fremden Besuch,
Dar Langweil nár verspricht,
Dann hol's mei Stieglitz im Geruch,
Drüm is ar drauf erpicht;
Do fliegt ar aus sein Bauer raus
Un läßt wos falln aus Gist,
— Dann sieh't's halt nár wie Zufall aus,
Wenn's gerod dan Fremden trifft. —
Stieglitz, Stieglitz, sing nár zu,
Weil de Sonn noch scheint;
Stieglitz, Stieglitz, ich un du
Bleibn halt gute Freind.

Un sollt emol mei Stieglitz ziehe
Sie in dr Ewigkät,
— Ich dächl, do müßt ich bal' vergieh
Vir lauter Ahndigkät (Sehnsucht). —
Ach, wenn halt nár dar gute Mäh
Noch rächt lang blieb am Labn;
Ich wollt ihn gern de beste Kost
Un aa sei Ordnung gahn!
Stieglitz, Stieglitz, sing nár zu,
Weil de Sonn noch scheint;
Stieglitz, Stieglitz, ich un du
Bleibn halt gute Freind.